

**Zeitschrift:** Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Glarus  
**Band:** 87 (2007)

**Artikel:** Von Fabrikanten, Teilhabern, Drogenhändlern und  
Versicherungsagenten in der Glarner Industrielandschaft des 19.  
Jahrhunderts  
**Autor:** Mazzolini-Trümpy, Hansruedi  
**Kapitel:** 2: Johann Caspar Tschudis Fabrik und die Glarner Textilindustrie im 19.  
Jahrhundert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-584455>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## II. Johann Caspar Tschudis Fabrik und die Glarner Textilindustrie im 19. Jahrhundert

- 1 -

«In der Herren» musste es, wie auch immer, ohne Johann Caspar weitergehen. Sogar kam es nach ihm zum grossen Erfolg mit politischem Amt, militärischem Rang und bedeutendem Verwaltungsratsmandat. Fünfzig Jahre nach Johann Caspars Tod mussten sich seine Nachfolger darum bemühen, sich im Niedergang der Glarner Zeugdruckerei, der für die einen langsamer, für die andern schneller verlief, zu behaupten. Achtzig Jahre nach Johann Caspar Tschudi ging sein Werk, die Fabrik, unter.<sup>1</sup>

Johann Caspar hatte sein Geschäft aus kleinsten Anfängen stetig «vorwärts» gebracht mit der lebenslangen Investition der Kraft seiner Hände und seines Kopfes und mit der klugen, weitblickenden Investition, Sohn Joachim schon in den 1830er-Jahren Chemie studieren zu lassen.

In Diessenhofen ging die Ära des Rudolf Hanhart-Tschudi schon Anfang der 1870er-Jahre zu Ende oder ging – so man will – im thurgauischen Wängi (bei Frauenfeld) in die Ära Stierlin-Hanhart über. In Netstal musste sich Alexander Spelty-Tschudi seiner Augenkrankheit wegen neu orientieren. Das Geschäft, das er aufbaute, wurde vom Sohn Jost und dann von Enkel Alexander weitergeführt.

Im Postskriptum des Briefes, mit dem Joachim Tschudi Heinrich Zuppinger den Tod des Vaters anzeigt, muss sich der Sohn einer der Aufgaben annehmen, die bisher Sache des Vaters gewesen waren:

«P.S. Wegen des an Sie adressierten leeren Fasses habe [ich] bei Heussy und Schneely an der Biäsche Nachfrage gehalten, befinde mich aber noch ohne Antwort.»

Neben den «weiteren Plänen» für die künftigen Jahre kam eben auch der Kleinkram in die Zuständigkeit der Nachfolger. Es ist für Johann Caspar bezeichnend, dass er die Nachfolge formell nicht geregelt hatte. Er muss sich sicher gewesen sein, dass es die Söhne Joachim und Heinrich schon richten würden. Die Briefe in den Kopierbüchern zeigen, dass die beiden ihre neue

<sup>1</sup> Tschudi, S. 82ff.



Tschudi & Co., Schwanden: Fabrikanlage «in der Herren», vor dem Abbruch.

Aufgabe sogleich wahrnahmen. Ebenfalls bezeichnend ist, dass sie sich nicht gleich an die Stelle des Vaters setzten. Sie fühlten sich einstweilen noch als Söhne und bekundeten das, indem sie ihrer Unterschrift noch das Attribut «Sohn» beifügten.

Über diese Söhne schreibt Johann Caspar am 1. November 1849 seiner Schwester Verena, die bald nach dem Bruder, am 7. Juli 1851, starb, was teilweise schon zitiert worden ist:

«Nun, liebe Schwester, habe ich von meinen 6 Kindern noch 2 unverheiratet, nämlich beide Söhne Heinrich und Joachim, beide geschickte und angesehene Männer, und ich wünsche und hoffe, dass sie mit Zeit und Gelegenheit auch sich glücklich verhelichen möchten. Gott gebe es – Amen!»

Über Sohn Joachims privates Leben ist nach und nach einiges zu erfahren. Der Öffentlichkeit diente er als Gemeindepräsident, Richter, Regierungsrat und Oberst. Enkel Peter Tschudi (1853–1931), Ökonom, war unter anderem Oberst und Verwaltungsrat der «Zürich»-Versicherungen, Enkel Alfred Tschudi (1860–1956), Chemiker, unter anderem Gemeindepräsident, Regierungsrat und Landesstatthalter.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Oberhänsli, S. 159f und 170.

1894 ging das Geschäft auf die drei Söhne Joachims über. Johann Caspar Friedrich Tschudi (1856–1902), der sich im Unterschied zu den Brüdern im öffentlichen Leben nicht betätigte, starb schon 8 Jahre danach. Überhaupt scheint er eine etwas anders geartete Natur gewesen zu sein, für die man heute eine psychologische Erklärung zur Hand hätte, auf die wir im dritten Teil unserer Geschichte zurückkommen werden.

Obwohl wir uns im Weiteren mit Johann Caspars Nachkommen, die den Namen Tschudi tragen, nur noch nebenbei beschäftigen, muss noch erwähnt werden, dass diese ihre Geschäftstätigkeit über die «Herren» und sogar über Schwanden und das Glarnerland hinaus erweiterten. Dabei spielten Verwandte, die sich unter Anna Maria Hanhart-Tschudis Hochzeitsgästen befanden, eine wichtige Rolle, nämlich Vetter Joachim Zopfi (1821–1889), Sohn von Johann Caspars Schwester Anna Maria Zopfi-Tschudi, und Jost Luchsinger (1804–1885), Metzger in Schwanden, der mit Johann Caspars Tochter aus erster Ehe, Anna Katharina (1808–1870), verheiratet war.

Vetter Joachim Zopfi, der 1868 seine grosse unweit des Zusammenflusses von Linth und Sernf gelegene Mühle verkaufte, gründete im italienischen Ranica (bei Bergamo) eine grosse Baumwollspinnerei, später auch eine Baumwoll- und Kammgarnweberei.<sup>3</sup> Die Firma ging nach seinem Tod 1889 an seine Frau, an Jost Luchsinger-Bühler (1857–1944), dem Neffen von Jost Luchsinger-Tschudi, und an Johann Caspars Enkel Peter und Alfred Tschudi über. Zwei Urenkel und ein Ururenkel Johann Caspars wirkten dort als Direktoren.

Bei schlechtem Geschäftsgang «in der Herren» waren gute Geschäfte in Ranica willkommen. Der Sohn Jost Luchsinger-Tschudis, Jean (1848–1878), der zuerst bei Tschudi & Co. Reisender war, kam 1871 in führender Stellung nach Ranica und gründete 1876 zusammen mit Johann Heinrich Blumer von der Firma Blumer und Tschudi in Glarus die Firma Enrico Blumer & Co. im bergamaskischen Nembro.<sup>4</sup>

- 2 -

Johann Caspars Geschichte und jene seiner Vorfahren und seiner Nachkommen sind ein Bestandteil der Glarner Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Schon Grossvater Johann Caspar Tschudi (1734–1793) und Urgrossvater Johann Heinrich Tschudi (1706–1785) hatten als Händler mit Baumwolle und Garn, das sie färbten und zwirnten, zu tun. Der Vater, Joachim Tschudi-

<sup>3</sup> Daten 3, S. 454.

<sup>4</sup> Jenny, Handel 2, S. 339 und 348.

Warth (1768–1806), verkaufte 1791 das «Farbhaus» (auch «auf der Farb» genannt) und verlegte die Zwirnerei für Strick- und Nähgarn in die «Herren», wo er 1806, in seinem Todesjahr, eine kleine mechanische Spinnerei, die erste im Kanton, eingerichtet hatte. Die Zwirnerei wurde dann an Andreas Billeter und von diesem – wie erwähnt – an Caspar Lüthy, dem späteren Briefpartner und Freund Johann Caspars in Innsbruck verkauft.<sup>5</sup>

Es waren für den mit 16 Jahren auf sich allein gestellten Johann Caspar, der das Geschäft «in der Herren» 1819 auf seinen Namen übernahm, harte Zeiten – schon darum, weil die Schweiz für einmal von den revolutionären und kriegerischen Wirren, welche Europa heimsuchten, nicht verschont blieb. Er hatte sich aber weder von diesen widrigen, noch von den folgenden wechselhaften Zeiten unterkriegen lassen. Gleich zweimal, 1837 und 1838, wurde seine 1829 gegründete Türkischrotfärberei, die er bis 1834 im «Lohn», dann zunehmend auf eigene Rechnung betrieb, und die 1836 eröffnete Merinos-Handdruckerei von Bränden betroffen.<sup>6</sup>

Johann Caspar war nicht der erste und nicht der einzige, der sich auf die Türkischrotfärberei einliess. Die erste Fabrik im Lande, welche die schwierige Türkischrotfärberei aufnahm, war diejenige von Egidius Trümpy (1768–1839).<sup>7</sup> 1796 errichtet, überstand sie die Helvetik, die Mediation und die napoleonischen Kriege. Nach 1815 bis in die 1840er-Jahre war sie die bedeutendste Druckerei im Glarnerland.<sup>8</sup>

Dann folgte ein Färbereibetrieb in Netstal, die sogenannte «Rabenfabrik».<sup>9</sup> Dass dieses Fach nicht nur technisch schwierig war, zeigt sich am Beispiel des Schwagers von Egidius Trümpy, Gabriel Trümpy-Schuler-Ris (1772–1834), der 1817 am Strengenbach in Glarus eine Druckerei in Türkischrot und in gewöhnlichen Krappfarben gründete, aber schon 1840 aufgeben musste.

Die Fabrik «in der Herren» war ein eher kleiner Betrieb. 1846 heisst es im «Gemälde der Schweiz»: «(...) eine kleine Druckfabrik und Rotfärberei, in der Herren, am Niederenbach und an der Sernftalstrasse gelegen».<sup>10</sup> Es waren 1864/65 an 60 Drucktischen (von 4204 im Kanton) 160 Arbeiter (von ca. 10000 im Kanton) tätig; 1868/69 waren es 90 Drucktische (von 4020 in 22 Betrieben) und 197 Arbeiter (von 5516). Im Vergleich dazu waren es «auf der Mühle» in Schwanden 380 bzw. 300 Drucktische und 600 bzw. 450 Arbeiter und in der «Rabenfabrik» in Netstal, die dort stand, wo sich heute der Wiggis-Park befindet, 220 bzw. 200 Drucktische und 370 bzw. 230 Arbeiter.

<sup>5</sup> Jenny, Handel 1, S. 345.

<sup>6</sup> Tschudi, S. 137ff.

<sup>7</sup> Daten 3, S. 444.

<sup>8</sup> Daten 3, S. 387.

<sup>9</sup> Daten 3, S. 444.

<sup>10</sup> Heer, O.; Blumer, J.J., Der Kanton Glarus (Gemälde der Schweiz, Bd. 7), St. Gallen u. Bern 1846. S. 650.

ter.<sup>11</sup> Dabei ist zu beachten, dass die Anzahl der Drucktische nur Rückschlüsse auf den Umfang des Druckerei-Geschäftes zulassen, nicht auf jenes der Türkischrotfärberei.

Die grosse Zeit der Glarner Textilindustrie hatte sich an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit dem Übergang zur industriellen Produktion, also mit der beginnenden Herrschaft der Maschine, der «maschinierten Arbeitswelt», angekündigt.<sup>12</sup> Am Ende des 18. Jahrhunderts waren es erst vier Fabrikbetriebe. Die Bevölkerung lebte damals etwa zu einem Drittel von der Heimspinnerei und Heimweberei, zu einem Drittel von der Landwirtschaft und zu einem Drittel von Gewerbe und Handel. Nach 1820 entwickelte sich die Fabrikindustrie rasant und verdrängte bis 1840 die Heimindustrie fast vollständig. Nach 1850 verdiente mehr als die Hälfte der Bevölkerung ihr Auskommen in der Textilindustrie, davon zwei Drittel in der Zeugdruckerei. Man sagt dem Glarnerland nach, es sei damals die höchst industrialisierte Region der Welt gewesen.

In ihrer besten Zeit umfasste die Glarner Textilindustrie 18 Spinnereien, 17 Webereien und 22 Zeugdruckereien – bei einer Bevölkerung des Kantons von 32000 Seelen und bei fast 10000 Beschäftigten.

Diese Entwicklung zumal der Zeugdruckerei war aber keineswegs selbstverständlich. Nach 1834 erschwerte der Deutsche Zollverein die Ausfuhr ihrer Produkte erheblich und führte in der Branche eine Krise herbei, welche die meisten Druckereien in der übrigen Schweiz nicht überlebten. Weil die Glarner ihr Auslandgeschäft – und dieses war ausschlaggebend – in Verbindung mit Handelshäusern betrieben, agierten sie erfolgreicher. Von vornherein erfolgreich waren sie indes mit ihren Erzeugnissen, weil sie der «Schundware» aus englischer Überproduktion mit höherer Qualität und mit grösserer Marktnähe entgegen treten konnten.

Die Ausbreitung der Industriekultur im 18. Jahrhundert hatte unter anderem zur Folge, dass sich die Bevölkerung von 1700 bis 1798 verdoppelte und schon 1798 ein Drittel ihr Auskommen in der Heimindustrie mit Spinnen und Weben verdiente.<sup>13</sup> Mit der Ausbreitung der Industriekultur im 19. Jahrhundert ging vielleicht ein Stück «friedlichen Landlebens» verloren, aber vielen ermöglichte «erst die Industrialisierung das Sesshaftwerden in der Heimat».<sup>14</sup> Dem traditionellen Arbeitskräfteüberschuss musste nicht mehr ausschliesslich mit Auswanderung – in fremden Sold oder «nach Amerika» – begegnet werden. Die menschlichen Beziehungen wurden von der Fabrik verändert, aber nicht zerstört. Auch die Treue des Arbeiters zu «sei-

<sup>11</sup> Speich, H., Betrachtungen zur glarnerischen Sozialpolitik. Glarus 1926. S. 17.

<sup>12</sup> Koselleck, R., Zeitschichten. Frankfurt a.M. 2000. S. 155.

<sup>13</sup> Trümpy, H., Schweiz. In: Sonderdruck aus JRO-Volkskunde. München ohne Jahr. S. 67.

<sup>14</sup> Braun, R., Industrialisierung und Volksleben. Erlenbach-Zürich 1960. S. 88.

ner» Fabrik und das patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeiter und Fabrikant sind menschliche Beziehungen.<sup>15</sup>

Mit dem Aufkommen von Maschine und Fabrik wurde die agrarische Lebensgrundlage von der industriellen abgelöst und verdrängt. In Johann Caspars Briefen ist noch von Wildheu, Tierblut und Kuhmist die Rede, weil Landwirtschaft und Industrie noch in zweierlei Hinsicht miteinander zu tun hatten.

Das Wildheu ernährte im Winter die Ziege oder gar eine Kuh, die dem Fabrikarbeiter einen Rest von ökonomischer Unabhängigkeit garantierte und ihn an die bäuerliche Herkunft erinnerte. Je nach Stand der Vegetation wurde im Gebiet der «alten Kirche Glarus» bis in unsere Zeit von einer besonderen Kommission ein Tag im August bestimmt, von dem an das Wildheu freigegeben war. Das Recht, sich einen Vorrat Wildheu zu holen, liessen sich auch Tschudis Arbeiter nicht nehmen. An der kleinen Unabhängigkeit vom Fabrikherrn musste auch dieser interessiert sein. Johann Caspar selber hielt bis in die 1820er-Jahre eigenes Vieh.

Der Kuhmist und das Tierblut wurden für chemische Prozesse eingesetzt, die beim Färben und Bedrucken von Textilien zur Anwendung kamen, bevor dafür synthetische Substanzen zur Verfügung standen. Das alte Krapprot-Färbverfahren umfasste etwa 20 Arbeitsgänge, unter anderen aus dem Ölbad mit Kuhmist, der Kuhmistbeize, der Ölbeize, dem Gallieren, dem Alumieren, dem Kreideln und eben im 14. und 17. Arbeitsgang, dem eigentlichen Färben, bei denen dem Farbstoff Krapp neben Sumach, einem pflanzlichen Gerbstoff, Ochsenblut beigemischt wurde.<sup>16</sup>

Indem die gefärbten Tücher in siedendem Kuhmist entfettet wurden, kamen die Farben möglichst leuchtend heraus und blieben beständig.

- 3 -

1849 ist es ein Jahr her seit der Gründung des Bundesstaates, und sind es zwei Jahre her seit dem Sonderbundkrieg, an dem Sohn Joachim und Schwiegersohn Alexander Spelty als Offiziere teilgenommen hatten.<sup>17</sup> Dass die schwere politische Krise der Eidgenossenschaft überwunden war, erfüllte

<sup>15</sup> Dürst, E., Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Glarnerlandes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Glarus 195, S. 103.

<sup>16</sup> Tschudi, S. 6ff. Mit dem Gallieren wurde in der Färberei ein Gewebe für die Aufnahme von Farbstoffen vorbereitet, indem es in Tannin (eine Gerbsäure) oder in eine Galläpfel enthaltende Flüssigkeit gegeben wurde. Beim Alumieren wurde das Gewebe mit Alaun (eine schwefelhaltige Tonerde) behandelt.

<sup>17</sup> JHVG, Heft 77, S. 13/24. Am 10. Februar 1851 war Alexander Spelty zum Oberlieutenant befördert worden.

die Schweizer mit Zuversicht – besonders jene, in deren Händen die Überwindung der wirtschaftlichen Krise lag, welche die politische begleitet hatte. Die allgemein gedrückte, wirtschaftliche Lage der Jahre 1845 bis 1847 wurde von den Ernteaussfällen zusätzlich verschärft, die von der erwähnten eingeschleppten Kartoffelkrankheit verursacht worden waren. Der Preis für Kartoffeln hatte sich bis 1847 verdreifacht – bei um die Hälfte höheren Brotpreisen. Ihren Höhepunkt erreichte die Versorgungskrise im Frühjahr 1847. Die Wende zum Besseren brachte die gute 47er-Ernte.<sup>18</sup>

1849 war auch das Jahr nach den «liberalen» europäischen Revolutionen, die alle scheiterten – mit einer Ausnahme: In der Schweiz konnten sich die liberalen Kräfte durchsetzen, indem sie mit einer liberalen Verfassung den Bundesstaat an die Stelle des vom Lauf der Zeiten überholten Staatenbundes setzten.

Indem die Bundesverfassung von 1848 Handels- und Gewerbefreiheit sowie Niederlassungsfreiheit (noch nicht den Juden) gewährte und das Privateigentum garantierte, erfüllte sie praktisch alles, was sich das Bürgertum, aber auch der bürgerliche und bäuerliche Mittelstand wünschen konnten. Es blieb aber offen, ob sich die Hoffnung erfüllen würde, dass der neue Staat die Klassengegensätze quasi automatisch überwinden würde und dass sich sozialpolitische Massnahmen erübrigten.

Bestimmt hätte Johann Caspar die Vorteile zu schätzen und zu nutzen gewusst, die sich aus der Vereinheitlichung von Währung (eine Währung statt elf Währungen), Post, Mass und Gewicht nach und nach ergaben, hätte er sie noch erlebt.

Wie Johann Caspar Ende 1848 die Lage in seiner näheren Umgebung einschätzte, hält er im Brief vom 21. Dezember an Onkel Heinrich Tschudifeldmann, «auf der Farb» in Schwanden, fest:

«In unserem Land geht es verschieden zu, indessen ist nun gottlob wieder viel mehr Verdienst als früher, nur die hiesige grosse Druckfabrik ist noch nicht so streng beschäftigt wie früher. Dafür müssen die Arbeiter abwarten. Es scheint aber, dass es sich auch wieder bessert. Das Brot ist wohlfeiler.»

Tatsächlich ging die Teuerung allmählich zurück. Die Löhne stiegen erst in den 1850er-Jahren so, dass sich die Situation entscheidend besserte. Im gleichen Brief weist Johann Caspar auch darauf hin, dass im Sernftal die Armut und die Verdienstlosigkeit noch gross seien und dass es in vielen Haushaltungen noch an Kartoffeln mangle. Er erlaubt sich dabei, den Kleintalern mindestens eine Mitschuld an der Misere zuzuschreiben. Er wirft ihnen fehlende Initiative und Untätigkeit vor. Nicht so einfach in der Beurteilung der

<sup>18</sup> Maissen, S. 180f.

Zustände machte es sich Pfarrer Kurt Pfeiffer, der in den 1830er-Jahren in Matt amtierte:

«(...) die Matter hätten nun einmal die Sache ansehen mögen, von welcher Seite sie gewollt hätten, so hätten sie auf keine Weise herausbringen können, dass Abgaben, Zehnten, Frohnden, irgend ein Druck von Seiten des Staates oder der Obrigkeiten an ihrer Armut Schuld wären, sondern daran war eben Schuld Überbevölkerung, Mangel an Grundbesitz und bei der abgelegenen Lage Mangel an Fabrikation, an Handel und Verkehr.»<sup>19</sup>

Schade, dass der kluge Mann nicht einmal auf dem Weg ins Kleintal «in der Herren» beim klugen Johann Caspar Tschudi einkehrte. Sie hätten wohl manch gescheites Wort gewechselt. Es lohnt sich, auch die anschliessenden Sätze und einen weiteren Abschnitt zu zitieren:

«Sodann trug doch die republikanische Verfassung viel dazu bei, dass auch der ärmste Matter Bauer seiner Würde als Bürger und Mensch sich bewusst blieb, und dass er einen gewissen edlen Stolz behielt, der beim Glarner freilich manchmal zu weit geht, aber gerade bei den Armen, Geringen, ein sehr wohlthätiger sittlicher Hebel ist.»

«Aber wenn ich nun darüber nachdachte, woher es kommen möchte, dass die Schweizer (...) ihr Glück machen, (...), so ist wohl Vieles angeborenem Handelsgeist zuzuschreiben, was sich nun weiter nicht erklären lässt, sehr Vieles aber auch hat in der Staatsverfassung seinen Grund. Der Schweizer wird von Jugend auf an den Gedanken gewöhnt, sein Glück nicht einmal dem Staat oder hohen Gönnern, sondern dem lieben Gott und seiner eigenen Thätigkeit verdanken zu müssen.»

Am 29. September 1849 berichtet Johann Caspar Conrad Sauter, dass es mit dem Geschäft tatsächlich aufwärts gehe. Er dankt für die Einlösung eines Wechsels und bestätigt den Empfang «diverser Bürsten und Pinsel». Er bestellt gleich weitere 6 Dutzend Model- und 6 Dutzend Streichbürsten und nimmt die Adresse eines Zürcher Metzgers entgegen, der ihm hätte Tierblut liefern können, das er aber, weil die bisherigen Lieferanten den Bedarf decken, nicht benötigt. Die besondern Bezeichnungen der gelieferten und der bestellten Bürsten beziehen sich auf das Verfahren, mit dem Tücher im Handdruck bedruckt werden.

Was im Brief folgt, beschreibt die aktuelle Lage und betrifft nicht nur Johann Caspars Geschäft «in der Herren»:

«Auch hat wegen dem Aufschlag und Mangel der rohen Baumwolltücher die Arbeit in der Rotfärberei abgenommen, hoffe aber, dass sie sich wieder erholen möchte, da man Tücher aus England und Frankreich kommen las-

<sup>19</sup> Pfeiffer, K., Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. St. Gallen u. Bern 1852. S. 10 und 13.

sen wird. Nun künftiges Jahr will ich hoffen, (...) die Rotfarb ziemlich in Tätigkeit zu bringen, glaubend, dass sich dieser Artikel im Preise mehr erholen möchte. Jetzt ist dieser Artikel nach dem Preis der rohen Tücher im Ausland noch zu wenig bezahlt. Das Manufakturen ist eine schwierige Aufgabe, obschon der Absatz darin ziemlich constant ist; hingegen in den Seidenwaren, wie es scheint, zu erhöhten Preisen guten Abgang findet, was mich sehr freut, und also auf unser Fabrikat guten Einfluss haben mag.»

Anlass dafür, in Briefen festzuhalten, wie es in der Fabrik zu und her ging, gab es für Johann Caspar dann, wenn die wichtigsten «Mitarbeiter» abwesend waren – seine Frau in der Badekur und der Sohn Joachim im Militärdienst. Er wollte sie oft bis ins Detail über den Fabrikalltag auf dem Laufenden halten. Am 23. August 1849 schreibt er ins Pfäferserbad:

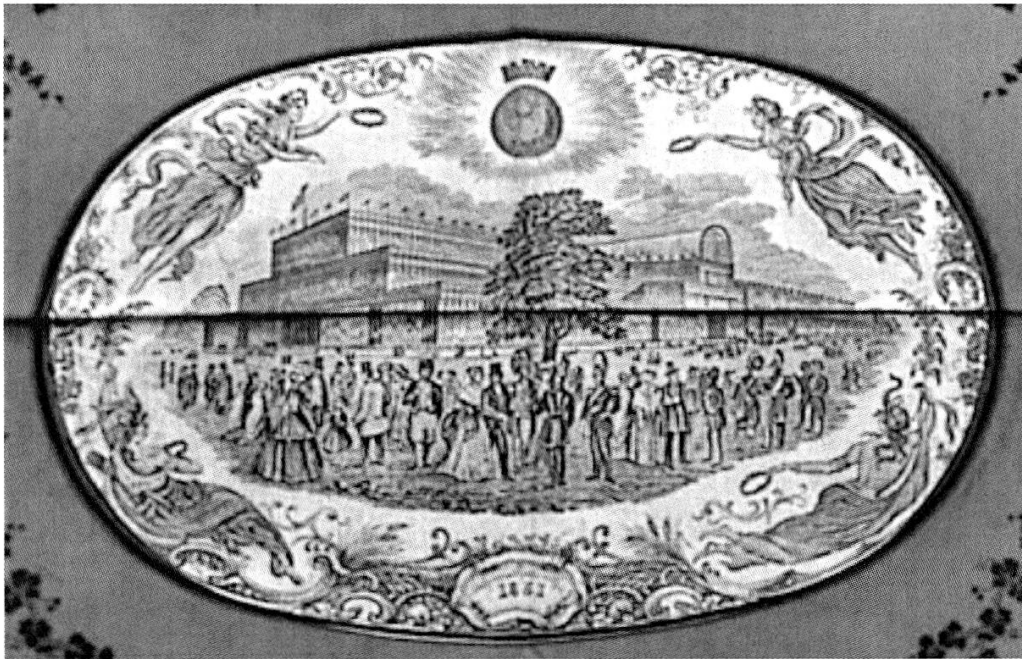
«Wir sind alle gottlob und dank gesund und wohl, und es arbeitet alles vom frühen Morgen bis abends spät mit Eifer und Fleiss, und es geht alles wohl vonstatten, ich besorge [den] Sud und Joachim das Gallieren und Alumieren und die Ölbeize. (...) so leben wir in froher Hoffnung und Zuversicht, dass (...) das Trinken und Baden Dich wieder wohl annimmt und willsgott eine gute Kur machst, auf dass Du wieder recht gesund und stark werdest, um Deinen mühevollen Beruf noch ferners eine Zeitlang fortzusetzen.»

Am 13. August 1850 befindet sich Regula wieder im Bad. Johann Caspar hat gute Gründe, sie erneut in die Kur zu schicken:

«Gott erweise ihr nun eine recht gute Bad- und Trinkkur, denn ihr gesundes Leben, besonders für mich, ist unschätzbar! (...) Bis dato geht alles seinen gewohnten Gang in der Rotfarb und Fabrik, bloss gestern und heute fehlen mehrere Arbeiter in der Rotfarb wegen dem Wildheu, wie halt immer! Ich befinde mich viel vom Morgen früh bis abend spät in der Rotfarb, und beim Beizeanmachen steht mir der Joachim stets bei, was ich gern leide, obschon ich auch damit selbst zurecht käme, aber man muss dann an der Richtigkeit nicht zweifeln. Heute Abend wird wieder einmal ein Weisswasch eingeweicht, der erste seit Deiner Abreise! Dieser Einweichung will ich alle Aufmerksamkeit widmen, um dann seinerzeit zu sehen, welches Resultat diese Behandlung liefert?!»

Im Brief vom 9. August 1849 nach Pfyn im Kanton Thurgau beschreibt Johann Caspar dem Militärdienst leistenden Sohn Joachim einen bestimmten Vorgang in der Fabrik:

«Die Mutter hat nun bereits eine erste Portion vom neuen Indigo gerieben, und [es] wird nun eine zweite in das Reibfass getan – das ist schon im Lauf. Sie und der Hefti hätten grosse Lust, einen Ansatz in die Lapisfässer zu machen, indem sie sich beide zutrauen, ihrer Sache dazu gewiss zu sein.



Glaspalast. Weltausstellung in London, 1851 im Hyde Park.  
Architekt: Joseph Paxton (viermal so gross wie der Petersdom in Rom).

Und wenn dann die erste «Färbeten» Lapis<sup>20</sup> gut ausfällt, so fährt man dort fort und dann würde eine dritte Portion gerieben zum Zusetzen, indem der Hefti der Mutter versichert, dass er das Zusetzen zu machen verstehe.»

Die Rolle der Fabrikantenfrau änderte sich mit dem Geschäftserfolg. Die Gattinen und Mütter konnten und mussten sich wenige Jahre später ins Haus und Heim zurückziehen, die Kinder aufziehen, dem Haushalt vorstehen und ein offenes Haus führen.<sup>21</sup>

Der Erfolg dank guter Konjunktur lässt sich daran ablesen, dass um 1850 die rund 20 Betriebe, die im Glarnerland Tücher bedruckten, gleich viel produzierten wie die Druckereien aller andern Kantone zusammen. Und der Höhepunkt wurde erst zwischen 1860 und 1875 erreicht.<sup>22</sup>

Die Nachfrage nach gefärbten uni-roten Tüchern, mit denen sich die «Herren» einen Namen erworben hatte, war gleich nach dem Tod von Johann Caspar so gross, dass die Fabrik damit ausgelastet war und von 1852 bis 1862 die Druckerei einstellte. Zwischen 1860 und 1870 wurde noch der Batik-Druck für türkischrote Sarongs aufgenommen.<sup>23</sup>

Ursachen für den Erfolg gibt es viele. Man kann die Aufzählung mit den Fabrikanten beginnen, die in unserem Fall mit Recht als Unternehmer zu bezeichnen sind. Sie nahmen viel Arbeit und viel Risiko auf sich, brachten

<sup>20</sup> «Lapis» ist eine Farbe, die vom blauen Stein Lapislazuli abgeleitet ist und hier mit hellblau gefärbten Tüchern zu tun hat.

<sup>21</sup> Oberhänsli, S., S. 183ff.

<sup>22</sup> Jenny, Handel 2, S. 456f.

<sup>23</sup> Jenny, Handel 1, S. 4.

Neues auf den Weg, neue Produkte, neue Produktionsverfahren, neue Absatzmärkte und neue Rohstoffquellen.

Und solche Unternehmer fanden eine epochemachende Aufbruchstimmung vor – oder es waren die Unternehmer, die diese erzeugten. Das Bewusstsein von Vorwärts, von Aufwärts musste geradezu greifbar geworden sein. Sichtbares Zeichen dafür war die Weltausstellung in London 1851, über die im Brief Johann Caspars vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy in Innsbruck zu lesen ist:

«Im ganzen [werden] sich wirklich bei der Industrieausstellung in London nur aus der Schweiz ziemlich [viele] beteiligen, aber aus unserem Canton wenig. Bis dato ist nichts bekannt als vom Hause Blumer & Jenny. Herr Ratsherr Peter Jenny ist wirklich ein Mitglied des Schweizer Comité für diese Weltkunstausstellung und Repres[ent]ant für die Cantone Glarus, Graubünden und Tessin. – Wenn ihn also der liebe Gott am Leben erhaltet, welches wir wünschen und hoffen wollen, so wird er diese noch nie in einer so grossen Ausdehnung stattgefundenen Kunst- und Gewerbsausstellung mit eigenen Augen sehen. Zwar werden auch noch andere industriell und gewerbs Männer aus unserem Canton dahin reisen.»

Auch in seinem schon erwähnten, vermutlich letzten Brief vom 18. Mai 1851 an Conrad Sauter kommt Johann Caspar auf die Weltausstellung zurück:

«Das Interessanteste wäre nun, den Glaspalast in London samt seinem Inhalt zu betrachten. Aber auweh! Da müssen Millionen mit Wünschen vorlieb nehmen. Von diesem Weltwunder liest man fast unglaubliche Dinge? Und doch wird Viel und Grosses an der Sache sein.»

Johann Caspar schreibt mit gutem Grund nicht einfach von einer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung, sondern von einer «Welt-Kunst-Ausstellung». Auf einem vielleicht in der «Herren» bedruckten Tuch, auf dem der Glaspalast zu sehen und das Ereignis mit allegorischen Szenen versehen ist, werden die Themen der Ausstellung bekanntgegeben: Sciences, Arts, Acriculture, Commerce – Wissenschaft, Kunst, Landwirtschaft und Handel. Der alte Traum der Aufklärer, die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern, schien in Erfüllung gegangen zu sein.

Die Begeisterung für den Glas- oder Kristallpalast muss gewaltig gewesen sein. Als Legende geistert er noch durch unsere Tage.

Im erwähnten Brief vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy wird darüber berichtet, wie sich die «angezogene» Konjunktur konkret auswirkt:

«Wir liefern jetzt viel geglättete Ware, (...). Mouchoirs mit Glanz. In diesem Jahr müssen wir gewiss nahe an 1000 Gulden Glätterlohn an Blesi<sup>24</sup> bezahlen, aber er kann uns nicht hinreichend Arbeit liefern und zudem arbei-

<sup>24</sup> Vermutlich Johann Ulrich Blesi (1795–1854), Lieutenant, Ratsherr und Färber im Freiberg oder dessen Söhne Johann Ulrich (1815–1896) oder Jakob (1819–1879), Färber und Fabrikant.

tet er auch in diesem Artikel für eigene Rechnung, dann spioniert er uns die neuen und vorzüglichen Muster weg. So wurde umso mehr unser Projekt dafür reif, auf der oberen Schütte zwei Glättistübli nach neuer Konstruktion [einzurichten]. (...) Aber mit dieser wills noch nicht recht nach Wunsch und Erfordernis gehen, und es hasst uns noch, wird aber endlich doch noch in Ordnung kommen. (...) Dies alles zusammen kostet uns wieder eine Summe Geldes, möge es nur den beabsichtigten Zweck erreichen! Auf künftiges Jahr haben ich und mein lieber Joachim schon wieder weitere Pläne im Kopf! – Sie sehen also, wertester Herr Lüthy, dass wir immer nach vorwärts streben!»

- 4 -

Ausser den Fabrikanten haben zur Blüte der Glarner Textilindustrie im 19. Jahrhundert, die auch schon als Glarner Wirtschaftswunder bezeichnet worden ist, viele und vielfältige Faktoren beigetragen – wie die billige und reichlich vorhandene Wasserkraft, die kluge Nischenproduktion, die offenen Absatzmärkte, die fleissigen und lernbereiten Arbeitskräfte und das mit Tüchtigkeit und Sparsamkeit erwirtschaftete Kapital.

Neben diesen «klassischen» Faktoren war indes von entscheidender Bedeutung, dass Baumwolle nicht nur billiger war als Wolle, sondern viel geeigneter zum Färben und Bedrucken, dass ihre Eigenschaften als harte Pflanzenfaser die mechanische Spinnerei, also den Einsatz von produktiven, funktionierenden Spinnmaschinen erst ermöglichten, und dass die in Indien aufgefundenen Baumwollstoffe in Europa die Bekleidung nachhaltig veränderten. Mit der Folge etwa, dass die leicht waschbare und besser reinzuhaltende baumwollene Unterkleidung zur Vermeidung von Krankheiten und zur Hebung der Lebensqualität beitrug.<sup>25</sup>

Dieses Loblied auf die Baumwolle singt der Amerikaner David Landes in seiner «Geschichte der Weltwirtschaft der letzten Jahrhunderte, Wohlstand und Armut der Nationen», am Ende des 20. Jahrhunderts. Schon am Anfang des Jahrhunderts hat der Textil-Unternehmer Adolf Jenny (1855–1941), der Chronist der glarnerischen und der schweizerischen Textilindustrie, die der Wolle, der Seide und der Leinwand überlegenen Eigenschaften der Baumwolle herausgestrichen.<sup>26</sup>

Der Baumwollstrauch gehört neben dem Zuckerrohr und der Kartoffelstaude zu den Pflanzen, die das Leben der Menschen zumal in Europa in neuerer Zeit in ungeahnter Weise verändert haben.<sup>27</sup>

<sup>25</sup> Landes, S. 14, 172 und 209.

<sup>26</sup> Jenny, Baumwolle, S. 3f.

<sup>27</sup> Hobhouse, H., Sechs Pflanzen verändern die Welt. Stuttgart 2001.

Seinerzeit hatte Marco Polo (1254–1324) aus Indien farbige Baumwollstoffe – als «Indiennes» bezeichnet – nach Europa gebracht. Ende des 17. Jahrhunderts wurden, um die einheimischen Farbstoffe Krapp und Färberweide zu schützen, in fast ganz Europa die Einfuhr solcher Tücher und auch indischer Farben (Farbhölzer) verboten. Es entstand im Neuenburgischen, später auch im Aargau, eine blühende Indiennes-Industrie.<sup>28</sup>

Die Textilindustrie war für die wirtschaftliche Entwicklung der ganzen Schweiz wichtig; sie steht sogar am Anfang dieser Entwicklung. Schon im Mittelalter, dann im 18. und 19. Jahrhundert, aber auch noch im 20. Jahrhundert, war sie am wirtschaftlichen Geschehen massgeblich beteiligt. Ihre Stärken waren spezialisierte und auf Nischenmärkte ausgerichtete Produkte.<sup>29</sup>

Die Textilindustrie ist eine typische Pionierindustrie. Sie war lange Zeit – bis zum Ende der grossen Depression – die Leitindustrie der schweizerischen Volkswirtschaft. Es hat eine zwingende Entwicklung von der manuellen über die maschinelle Verarbeitung zu Spitzentechnologien stattgefunden.

Weil etwa die Kontinentalsperre gegen Napoleon den Import von Maschinen für die Textilindustrie verhinderte, kam man in der Schweiz dazu, solche selber herzustellen. So entstanden aus Spinnereien die Maschinenfabrik Escher Wyss in Zürich und der Spinnmaschinenhersteller Rieter in Winterthur, und aus der Weberei von Caspar Honegger, der selber Webstühle baute, die Maschinenfabrik Rüti. Auf den Anteil der Textilindustrie an der Entstehung und Entwicklung der chemischen Industrie, des Banken- und des Versicherungswesens wird noch zurückzukommen sein.<sup>30</sup>

Die Wirtschaft eines kleinen Bergtales war im 19. Jahrhundert darum fast unglaublich erfolgreich, weil die Glarner Textilindustrie hundert Jahre lang ihre Produkte praktisch auf der ganzen Welt absetzen konnte. Sie war Teil und Nutzniesserin einer im 18. Jahrhundert entstehenden und im 19. sich entfaltenden und sich durchsetzenden Weltwirtschaft, die man heute mit bestimmten Vorbehalten als globalisierte Wirtschaft bezeichnet. Diese «alte» Globalisierung, die mit dem Ersten Weltkrieg ihr Ende fand, ist dadurch ge-

<sup>28</sup> Keller, P., Das Kunstgewerbe des Stoffdruckes von Jouy. In: NZZ, 27./28. August 1877, Nr. 200. S. 68ff.

<sup>29</sup> Heute ist z.B. ein Schweizer Unternehmen weltweit bedeutendster Hersteller von Geweben für die Innenausstattung von Flugzeugen; andere sind bei Geweben für den Siebdruck, für die Halbleiterindustrie und für medizinische Anwendungen führend; wieder andere stellen z.B. Stoffe her, die Strahlung abstossen oder Licht in elektrische Energie umwandeln. Vgl. Nötzli, V., Nischen. In: NZZ, 27. Mai 2001. S. B11. Dudzik, P., Die Schweizer Textilindustrie wird 200 Jahre alt. In: NZZ, 8./9. Dezember 2001, Nr. 286. S. 29

<sup>30</sup> Hauser, A., Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Erlenbach-Zürich 1961, S. 212ff.

kennzeichnet, dass die eine Volkswirtschaft das exportierte, was sie am günstigsten produzierte, und das importierte, was eine andere Volkswirtschaft günstiger anbot. An der Globalisierung, die nach dem Zweiten Weltkrieg auf den Weg gebracht worden ist und sich vor allem in den 1990er-Jahren etablierte, ist im Prinzip neu, dass Produkte, um im Wettbewerb bestehen zu können, künstlich verbilligt werden, statt sie nur günstiger herzustellen. Die Stärke der Glarner Wirtschaft im 18. und 19. Jahrhundert, die reichlich vorhandene billige Wasserkraft, war zugleich ihre Schwäche. Die Wasserkraft konnte zunächst ohnehin nur mechanisch genutzt werden, hätte aber früher, als es tatsächlich geschah, anders genutzt werden können. Indem sie die fehlenden fossilen Brennstoffe – damals die fehlende Kohle – ersetzte, verzögerte sie den Einsatz der Dampfkraft und überhaupt den Einsatz neuer Technologien, welche die fehlende Kohle nachhaltig hätten ersetzen können. Konkret: Es verzögerte sich der Einsatz der Wasserkraft zur Erzeugung von Elektrizität.

Wirtschaftliche Entwicklung beruht auf steter Erneuerung, d. h. auf der immanenten Verbesserungsbedürftigkeit jeder Erfindung, also darauf, dass für den anhaltenden Erfolg früh genug verbesserte Maschinen eingesetzt werden, obwohl die alten noch funktionieren.<sup>31</sup>

In der «Geschichte» von Johann Caspars Fabrik, verfasst von dessen Urenkel Peter Tschudi (1898–1951), fallen im Zusammenhang mit der Liquidation folgende Bemerkungen auf: «zu teure Kohle» – «hiezü können bereits vorhandene Maschinen verwendet werden» – «in bestehender Fabrikanlage konnte ein rationeller Betrieb nicht mehr durchgeführt werden».<sup>32</sup> War das der unabänderliche Lauf der Dinge, oder waren es verpasste Gelegenheiten? Heute steht auf dem unrentabel gewordenen Areal von Johann Caspars Fabrik die Zentrale eines Wasserkraftwerks.

- 5 -

Für ein erfolgreiches Unternehmen war schon damals die Beschaffung von Kapital wichtige Voraussetzung. Nach der Rückkehr aus Diessenhofen kommt Johann Caspar im Brief vom 18. September 1850 auf die erwogene Beteiligung vom Schwiegersohn Hanhart zurück:

«In Betreff des mir gütigst offerierten Kapitals habe ich mit meinen Leuten Rücksprache genommen.»

<sup>31</sup> Landes, S. 315.

<sup>32</sup> Tschudi, S. 82ff.

Was folgt, ist im Kopierbuch nur teilweise lesbar. Worum es geht, kann ein paar lesbaren Stellen entnommen werden: «dass unser Geschäft durch vermehrten Betrieb ... wir zum Zinsfuss, wie ich Ihnen gesagt habe ... Ihnen dann dafür eine förmliche Obligation ausstellen.»

Im nächsten Brief, am 6. Oktober 1850, wird dazu ein Vorschlag gemacht: «Es ist uns ebenso lieb oder gedienter, wenn Sie uns die fl. 3000.— in Augsburger-Wechsel überweisen, sei es in kurzer oder langer Sicht, die wird sich in circa ausgleichen. Ich bin Ihnen für diese Vorfrage und Sorgfalt recht verbunden und sehe nun gelegentlich solchen Wechseln entgegen.»

Die Ausführung der Transaktion ist Gegenstand des Briefes vom 23. November 1850:

«Ich bekenne mich hiemit zum richtigen Empfang Ihrer sehr werten Zuschrift vom 20. dies, aus welcher ich drei Wechselbriefe entfaltetete, – nämlich:

fl. 1713.24 p. 2./4. Dec. auf Friedrich Schmid & Co., in Augsburg	
fl. 370.— p. 19./25. Dec. auf Paul von Stetten, in Augsburg	
fl. 332.40 p. 28./1. Jan. auf Heinzelmann & Co., in Augsburg	
fl. 2416.4.....	108 3/8.....
	oder 108.11
	fl. 2618.24
	fl. 2880.14
item empfang ich durch den Postwagen einen Behälter	
enthaltend bare	fl. 119.46
	Summa fl. 3000.—

Wofür ich Sie unter verbindlichem Dank zu dem von mir Ihnen mündlich und schriftlich bemerkten Zinsfuss erkenne, und mein lieber Joachim wird Ihnen nun in wenigen Tagen die Obligation dafür zustellen.»

Dass ein Wechsel auf Friedrich Schmid & Co. in Augsburg ausgestellt wurde, ist kein Zufall, nahm doch Johann Caspar im Juni 1850 mit diesem Haus Verbindung auf, nachdem sein bisheriger Augsburger Bankier, Gottlob Baron von Süsskind, sein Geschäft liquidiert hatte. Johann Caspar schreibt am 19. Juni 1850 Friedrich Schmid Folgendes:

«Die besten Erkundigungen über mich können Sie bei meinem bisherigen Banquier erhalten, mit welchem ich eine lange Reihe von Jahren in freundschaftlicher und angenehmer Relation stand, welche namentlich im letzten Decenium sehr belebt war, weil mein Geschäft (Türkischrotfärberei und Druckerei für eigene Rechnung) sich von Jahr zu Jahr vergrösserte und nun im besten Gange ist. Ich betreibe dasselbe sowohl in technischer wie in commercieller Beziehung ganz allein mit meinen eigenen Leuten, nämlich im Verein mit meinen beiden Söhnen und meinem Schwiegersohn, A. Spelty. Die Reisen besorgt mein älterer Sohn Heinrich, während mein jüngerer Sohn als studierter Chemiker dem technischen Fache vorsteht. Es fehlt mir

also zu meinem Geschäft weder Sack- noch Fusskenntnis<sup>33</sup> und an der nötigen Öconomie und Tätigkeit lassen wir es auch nicht mangeln, um dasselbe immer grösser und lucrativer zu machen, was mir bis jetzt ziemlich gelungen ist und mit Gottes Hilfe weiter gelingen wird.»

Warum überhaupt eine Bank in Augsburg? Banken gab es in der Schweiz schon damals – in Genf, in St. Gallen und in Zürich.<sup>34</sup> Seit 1755 gab es dort die Bank Leu und seit 1836 die Bank in Zürich. Und wie erwähnt gab es seit 1848 in Uznach die Spar- und Leihkasse vom Seebezirk, die heutige Linthbank. Indessen war Augsburg einer der «alten» europäischen Finanzplätze – neben Brügge, Florenz und Genua – bevor diese von London, Frankfurt und Paris abgelöst wurden und bevor neuerdings Zürich, Luxemburg, Vaduz und die Kanalinseln wichtig geworden sind.

Aber ein richtiges Finanzsystem, das den Bedürfnissen der aufstrebenden Industrie entsprach, war Anfang der 1850er-Jahre erst im Entstehen begriffen. In Glarus wurde 1852 die «Bank in Glarus» gegründet, die dann 1912 von der seit 1856 bestehenden «Schweizerischen Kreditanstalt» übernommen wurde und mit der z. B. die «Rabenfabrik» in Netstal von Anfang an verkehrte.<sup>35</sup> Seit 1862 gab es die «Schweizerische Bankgesellschaft» und seit 1869 die «Schweizerische Volksbank».

Die öffentlichen Finanzen (Staatshaushalt, Steuern) waren geordnet; das Geld, die Währung, war stabil, und es gab einen Wertpapiermarkt. Der fünfte Bestandteil eines Finanzsystems, eine Zentralbank, kam in der Schweiz aber erst im 20. Jahrhundert dazu.

Erwähnenswert ist noch, dass für die nach und nach aufkommenden Geschäftsbanken die imposanten Bankgebäude erst erfunden werden mussten – wie die Bahnhöfe und die Fabrikgebäude.

Nach Silvia Oberhänsli war «der Kapitalbedarf in der Druckerei lange Zeit relativ niedrig» und wurde erst grösser, als nicht mehr «im Lohn», sondern auf eigene Rechnung produziert wurde.<sup>36</sup> Oberhänsli nahm für die Beschaffung von günstigem Kapital die «Herren»-Fabrik als Beispiel. Nur ist es nicht ganz zutreffend, dass die schon erwähnte Heirat von Sohn Joachim «mit der reichen Rosa Jenny verhinderte», dass fremdes Geld aufgenommen werden musste.<sup>37</sup> Johann Caspar hatte einerseits in Augsburg fremdes Geld aufgenommen, andererseits hatten die Heiraten seiner Töchter Verena und Anna

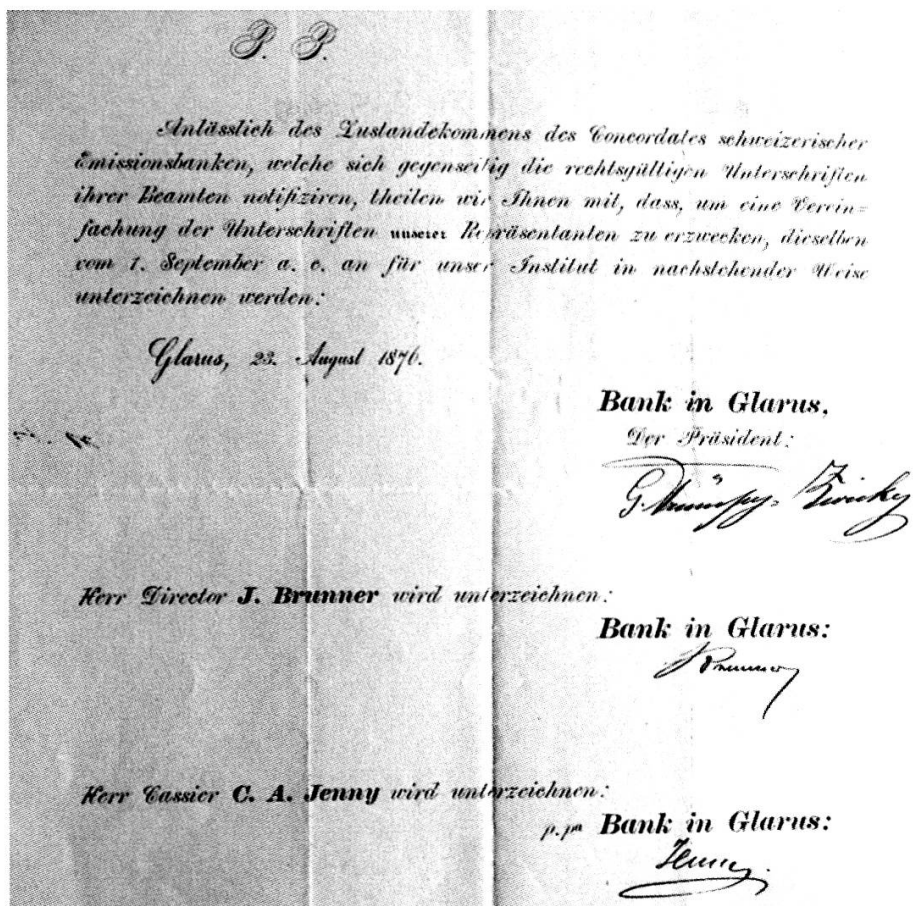
<sup>33</sup> Eine alte Redewendung für Grundkenntnis, Grundwissen, Grundbegriff, Grundverständnis, Befähigung.

<sup>34</sup> Lüönd, K., Neugierig auf morgen, 125 Jahre «Zürich», Geschichte und Vision eines Weltkonzerns. Zürich 1998, S. 33.

<sup>35</sup> Daten 1, S. 289, 376 und 436; Daten 2, S. 681; Daten 3, S. 495; Tschudi, S. 42.

<sup>36</sup> Oberhänsli, S., S. 260. Sylla, R., Am Anfang war das Finanzsystem – dann kam der Erfolg. In: NZZ, 24./25. Juni 2000, Nr. 145. S. 99.

<sup>37</sup> Oberhänsli, S. 48.



Bank in Glarus. Unterschriften: Gabriel Trümpy-Jenny-Zwicky (1824–1890), Präsident, Josua Brunner (1830–1910), Direktor, C.A. Jenny (Conrad Adolf) (1836–1897), Prokurist.

Maria «familiäres» Geld in die Firma gebracht – im einen Fall 1 500, im andern 3 000 Glarnergulden, aus welchen schliesslich Fr. 40 000.– wurden. Zum unabdingbaren Finanzsystem, in das eine erfolgreiche Wirtschaft eingebunden sein muss, gehört auch das Versicherungswesen. Alles Gottvertrauen hinderte Johann Caspar nicht daran, die aufkommende Assekuranz zu beanspruchen. Zwar entstammte er noch einer Welt, in der «Risiko» – ein Begriff, der in seinen Briefen nicht vorkommt – noch als von Gott oder von Natur gegeben betrachtet wurde. Aber mit dem Aufkommen des Industriezeitalters wurde Risiko ein diskutierbares Thema. Das vermeintlich nicht Voraussehbare wurde, gestützt auf die im 17. Jahrhundert geschaffene Wahrscheinlichkeitsrechnung, voraussagbar.<sup>38</sup>

Auch für eine moderne Finanz- und Versicherungswirtschaft schuf die Bundesverfassung von 1848 die Voraussetzungen. Anstoss für bessere Versicherungseinrichtungen gab der Brand von Glarus im Mai 1861. Die beste-

<sup>38</sup> Häfeli, Ch., Von der «Freiheit pur» zur Freiheit von der Not. In: NZZ, 16./17. Januar 1999, Nr. 12, S. 86.

hende Kantonale Gebäudeversicherung konnte die Betroffenen nur unzureichend entschädigen. Die Katastrophe veranlasste die drei Jahre vorher gegründete «Helvetia-Allgemeine» im Herbst 1861 ihren Geschäftsbereich mit der «Helvetia-Feuer» zu erweitern. Auch die Gründung der «Basler-Feuer» 1863 war eine Folge des Brandes von Glarus, indirekt auch die Gründung der «Schweizer Rückversicherung» 1863. Für die Versicherung von Transport, Unfall und Haftpflicht kamen 1869 die «Schweiz», 1872 die «Zürich» und 1875 die «Winterthur» dazu.

Die Fabrikanten konnten nach und nach nicht nur ihre Fabriken, ihre Belegschaft und sich selber versichern, sondern sich auch an den Versicherungsgesellschaften beteiligen und damit ihre finanzielle Basis verstärken – im Hinblick auf technische Verluste der Betriebe von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

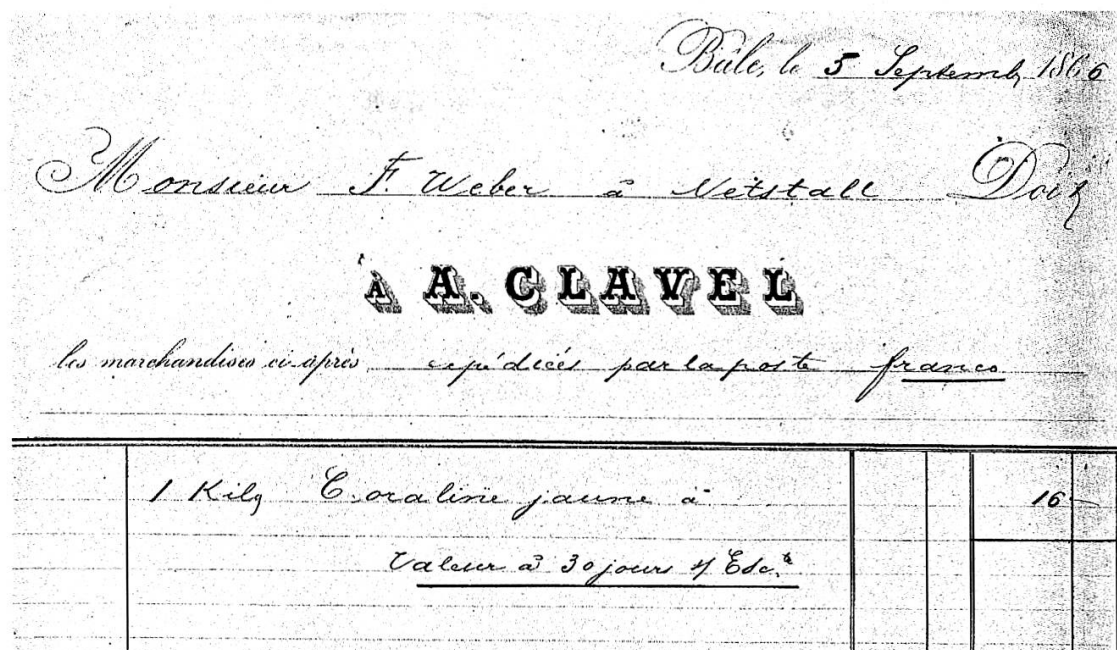
Während die Schwäger Hanhart und Spelty schon in den 1850er-Jahren mit Aktien geschäfteten und seit deren Gründung auch mit solchen der Versicherungsgesellschaften, fing Joachim Tschudi erst in den 1870er-Jahren damit an – indes mit nachhaltiger Wirkung.

Es sind noch drei geschichtlich bedingte «begünstigende Umstände» zu erwähnen. Es gab in der Schweiz keinen Feudaladel, also de jure keine Geburtsvorrechte, und es gab im Kanton Glarus keine die Entfaltung des Unternehmertums hemmende Zunftordnung. Aber das Glarnerland kennt die Landsgemeinde, die gerade im 19. Jahrhundert mit ihren erprobten «Spielregeln» geeignet war, mit den Folgen der industriellen Wirtschaft zurecht zu kommen. Daran waren «im Ring» Arbeiter und Fabrikanten gleichermassen interessiert.

- 6 -

Obwohl seine Fabrik vergleichsweise ein kleines Unternehmen war – in einem Punkt war Johann Caspar schon in den 1840er-Jahren den andern voraus: Er hatte seinen jüngeren Sohn Joachim, offensichtlich sein Stolz, früher zum «studierten Chemiker» ausbilden lassen als andere. Damit verschaffte er sich in der Farbküche gegenüber der Konkurrenz einen nicht unerheblichen Vorsprung. «In der Herren» mussten die für die Produktion wichtigen chemischen Verfahren nicht «von Hand» erprobt werden. Um Goethe nochmals zu zitieren – mit der erstaunlichen Einsicht: «Wie ungeheure Summen haben nicht die Farbrichter bloss durch falsche Ansichten in der Chemie verloren.»<sup>39</sup>

<sup>39</sup> Wyder, M. und Muschg, A., Bis an die Sterne weit? Goethe und die Naturwissenschaften. Frankfurt a.M. u. Leipzig 1999. Gespräch mit Falk am 26. Februar 1809, S. 172.



Briefkopf der Firma A. Clavel (um 1860).

Ein schönes Beispiel, das Goethes Feststellung bestätigt, enthält ein Brief, den am 23. Juli 1838 Jacques Elmer<sup>40</sup> seinem Freund Joachim Tschudi schreibt:

«Nochmals muss [ich] Dich heute um etwas ersuchen, das ich zwar in meinem Letzten in der Eile zu fragen vergass und [dass Du] mir, wie ich glaube, ohne alle weitere Gefahr mitteilen darfst und kannst, ohne dass ich Missbrauch davon mache, nämlich: Wie verhält sich in Verwendung die Quantität Mirobalan zur Quantität Galläpfel, d.h. wie viel Gewichtsteile Mirobalan braucht es, um gleich viel Galläpfel zu [ersetzen]? (Nach einem technischen Werke Dr. H. Schmid's Farbwarenchemie gibt dieser an, 1 Pfund Mirobalan 1a Qualität tut so viel Wirkung als 4 Pfund beste Galläpfel.) Dies kann ich wahrhaftig nicht begreifen, und da ich dies so meinem Freund geschrieben und mich kränken würde, wenn er beim Operieren durch mich zu Schaden käme, so kannst Du begreifen, dass es mich sehr interessiert zu wissen, ob ich wirklich einen Unsinn abcopiert [habe] oder ob's richtig ist. Du kannst mir ja nur approximativ Deine Meinung geben.»

Versteht sich, dass der studierte Chemiker Joachim Tschudi schon bei den Druckverfahren, die noch auf Ochsenblut und Kuhmist angewiesen waren, seine wissenschaftlichen Kenntnisse anwenden konnte. Richtig zum Zuge kam sein Fachwissen mit dem Aufkommen synthetischer Farben. Mit Recht

<sup>40</sup> Jakob Elmer (?–1870) war damals Reisender der Fa. Balthasar Tschudy & Co., Druckerei in Niederurnen. 1845 gründete er mit Hilarius Luchsinger-Blumer (1808–1865) und Fridolin Oertli-Tschudi (1817–1885) in Glarus das Handelshaus Luchsinger, Elmer und Oertli, Export von Druckereierzeugnissen. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 353.

hätte dann Johann Caspar feststellen können, dass an der Richtigkeit einer Dosierung nicht zu zweifeln sei.

Alexander Clavel aus Lyon stellte 1858 in Basel als Erster synthetische Farben her, die den Verzicht auf die «agrарischen» Verfahren erlaubten. Clavel lieferte beispielsweise der Firma Felix Weber in Netstal, der «Rabenfabrik», 1866 «Coraline jaune». Auch die «Anilin & Farbholz-Extract-Fabrik» von Johann Rudolf Geigy belieferte die Glarner Färbereien und Druckereien. Regelmässig konnte sie Fässchen mit «Sapan Extract» (aus Sapanholz, einem Rotholz), Kisten mit «Anilinsalz» (wichtiger Ausgangsstoff der Farben- und der Heilmittelherstellung), Ballen mit «Kreuzbeere» (Farbstoff enthaltende steinfruchtartige Beeren verschiedener Arten des Kreuzdorns) und anderes ins Glarnerland schicken.

Johann Caspar hatte schon 1845 mit Johann Rudolf Geigy in Basel korrespondiert, um Bestellungen aufzugeben und die Begleichung von Rechnungen über seinen Bankier Süsskind in Augsburg zu regeln.

Die Zeugdruckereien und die chemische Industrie haben sich gegenseitig gestützt und gefördert. Die eine war guter Abnehmer der Produkte der andern, und diese vereinfachten und verbilligten die Verfahren, indem beispielsweise die ursprünglich 22 Arbeitsgänge der Türkischrotfärberei in Johann Caspars Fabrik nicht nur um das Ochsenblut und den Kuhmist reduziert werden konnten.

Die synthetischen Farbstoffe eröffneten der chemischen Industrie ungeahnte Möglichkeiten. Im Verein mit Biologie und Medizin entwickelte sie neuartige Heilmittel. Nicht umsonst «liebte» Paul Ehrlich (1854–1915), dem nebst dem Syphilis-Heilmittel Salvarsan die von ihm so benannte Chemotherapie zu verdanken ist, die neuen Farbstoffe, besonders das Methylenblau.<sup>41</sup>

Besonders erfolgreich genutzt wurden die synthetischen Farben in Deutschland und in der Schweiz, nicht in England, wo sie im frühen 19. Jahrhundert erfunden wurden; sie verhalfen Deutschland und der Schweiz zu einer dominierenden und bis heute starken Position der chemischen Industrie.

- 7 -

Wovon die Heiratsgeschichte seiner Tochter Anna Maria reichlich Belege liefert: Johann Caspar war nicht nur ein guter Unternehmer, sondern auch ein frommer Mann. Mit immer wieder andern Worten brachte er zur Sprache, was seine Welt im Innersten zusammenhielt. Als Unternehmer han-

<sup>41</sup> Stern, F., *Verspielte Grösse*. München 1999, S. 157. (2000 kam es zu einem Kunstfehlerprozess, nachdem ein Arzt mit Methylenblau eine Bauchspülung mit letalem Ausgang vorgenommen hatte.)

delte er in Freiheit, wie es dem liberalen Zeitgeist entsprach, und er setzte wie seinesgleichen auf ungehinderten Fortschritt. Als frommer Mann legte er auch die versicherbaren Risiken des Handelns und des Lebens zuerst einmal in Gottes Hand.

Zwischen liberalem Unternehmer und frommem Mann muss nicht zum vornherein ein Widerspruch bestehen. Es gibt die berühmte These, dass gottgefälliges Leben und diesseitiger Erfolg etwas miteinander zu tun hätten. Wie auch immer, die These passt genau auf den Unternehmer und den frommen Mann vom Schläger Johann Caspars. Er war im Geiste des Protestantismus ein frommer Mann und im «Geiste des Kapitalismus» ein Unternehmer.

Max Weber (1864–1920) meinte, die Entstehung und den Erfolg des Industriekapitalismus und der ersten industriellen Revolution mit der calvinistischen Prädestinationslehre erklären zu können, indem der pekuniäre Erfolg die Erwähltheit bestätige.<sup>42</sup> Die provokative These will nicht einfach das Streben nach Reichtum legitimieren, sondern eine Alltagsethik begründen, eine Lebensform, in der Reichtum eine verdiente Folgeerscheinung eines Lebens in gottgefälliger Arbeit ist.<sup>43</sup>

Die Reformation brachte es mit sich, dass Arbeit nicht mehr – wie es die Genesis haben will – als Fluch verstanden wird, mit dem die Menschheit zu leben hat. Man arbeitet, um Gott zu ehren und um Gottes Auftrag zu erfüllen. Von Religion im traditionellen Sinn übrig geblieben ist die protestantische Arbeitsethik. Das bedeutet letzten Endes, dass Religion der kapitalistischen Wirtschaftsform zum Sieg verholfen hat. Von solch «höheren» Erklärungsversuchen abgesehen – wirtschaftlicher Erfolg wird man mit «Markt» in Verbindung bringen müssen. Wobei dieser im 19. Jahrhundert nicht dasselbe sein muss, was er im 20. war und im 21. ist.

Was «Markt» im 19. Jahrhundert sein konnte, zeigen Briefe, die der Kommissionär J. A. Kienast, der in Kairo bedruckte Tücher der «Rabenfabrik» vermarktete, nach Netstal schickte. Am 18. März 1869 heisst es:

«Es hat sich nämlich gegenwärtig die Mode auf solche Tücher geschlagen, welche am Rande ausserhalb der Bordüre eine andere Farbe haben als der Fond. (...) Um nun unsere sich bei Ihnen in Arbeit befindliche Ware nach dem jetzigen Geschmack wenigstens einigermaßen zu assortieren, bitten wir Sie um die Gefälligkeit, (...) 250 Dutzend sofort frisch in Angriff zu nehmen, und solche mit 250 Dutzend der älteren Bestellung zu vermischen und so die erste Sendung so schnell als möglich abgehen zu lassen.»

<sup>42</sup> Weber, M., Die protestantische Ethik und der «Geist» des Kapitalismus. Weinheim 2000.

<sup>43</sup> Landes, S. 193ff.

Am 16. Juli 1869 heisst es:

«(...), wenn es möglich sein sollte, das Assortiment Fond weiss und Fond braun um je 5 % zu erhöhen und dagegen Fond lila und Fond fuchsia um je 5 % zu kürzen, so wäre es uns genehm.»

Die Konkurrenz habe billigere Ware auf den Markt gebracht, heisst es am 5. November 1869:

(...), so dass wir gezwungen waren, diese Partie ohne Nutzen abzugeben. Wir hoffen daher, dass Sie uns diese Ermässigung gewähren werden, teils um uns für die letzten 1000 Dutzend einigermassen zu entschädigen und teils hauptsächlich um uns den Artikel nicht von andern aus den Händen entreissen zu lassen, nicht zweifelnd, dass bei dem jetzigen billigeren Stand des Rohmaterials Ihnen keine grossen Opfer erwachsen werden.»

Mit dem Zeitalter der Reformation, nicht mit dieser selber, hat zu tun, was kurz gefasst «Zeit ist Geld» heisst. Es geht um die bestmögliche Nutzung des Tages, um Einteilung der Zeit, um strenge Tagesordnung. Neben diesem neuen Zeitgefühl war auch neu, dass Sachwissen, gute Sachkenntnis über Gedächtniswissen und Lebensklugheit über Bücherklugheit gestellt wurden.<sup>44</sup>

Johann Caspar war jemand, der die Zeit und die im Leben erworbene Klugheit zu nutzen wusste. Er wusste aber auch, dass für die wissenschaftliche, technische Entwicklung formales Wissen unabdingbar war. Johann Caspar war der Praktiker, der erkannte, dass der Unternehmer der Zukunft auf den Theoretiker nicht verzichten kann.<sup>45</sup>

Es war die Uhr, welche die strenge Tagesordnung, die Einteilung der Zeit möglich machte und vom natürlichen, zyklischen Ablauf der Zeit befreite. Sie ordnete die Zeit unabhängig vom Sonnenstand und von der Jahreszeit. Erst mit der linearen Zeit der Uhr gab es Zukunft und liess sich vorausplanen. Erst die Uhr liess Zeit mit Geld verrechnen. Der Rationalisierung der Zeit folgte die Rationalisierung der maschinellen Produktion. Die Uhr war als verbesserungsbedürftige und verbesserungsfähige Maschine Wegbereiterin für die Maschine überhaupt.<sup>46</sup>

Die gemessene Zeit – und die Messbarkeit der Zeit hatte um 1850 offenbar noch eine besondere Bedeutung. Das drückte sich darin aus, dass die Briefe sowohl mit dem Datum als auch mit der Tageszeit – «um 9 Uhr», «um 6 morgens», «mittags 2 Uhr» – versehen wurden.

Wenn die Neuzeit nicht mit der Entdeckung Amerikas und nicht mit der Französischen Revolution begonnen hat, sondern mit dem langen und komplizierten Prozess, der Industrielle Revolution genannt wird, dann

<sup>44</sup> Weinrich, H., *Lethe, Kunst und Kritik des Vergessens*. München 1997, S. 62 und 64.

<sup>45</sup> Landes, S. 295, 297 und 453.

<sup>46</sup> Ebenda, S. 63f.

haben wir zusammen mit Johann Caspar Tschudi dem Beginn der Neuzeit beigewohnt.

Der Dichter und Naturforscher Adelbert von Chamisso (1781–1838) schreibt dazu im Herbst 1837:

«[Ich] hätte nicht ruhig sterben können, hätte ich nicht vom Hochsitz dieses Triumphwagens in die sich entrollende Zukunft hineingeschaut.»<sup>47</sup>

Nämlich vom Triumphwagen der «Eisenbahn mit vorgespanntem Zeitgeist». Sogar im Kommunistischen Manifest von 1848 ist die Leistung, die Tatkraft, die Energie, die Dynamik der Bourgeoisie bewundert worden.

<sup>47</sup> Koselleck, R., Zeitschichten. Frankfurt a.M.. S. 176.

